

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 11

Artikel: Die Fee vom Epomeo : eine Geschichte aus Ischia
Autor: Hirzel, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fee vom Epomeo.

Eine Geschichte aus Ischia.

Der Epomeo ist der älteste Teil der Insel Ischia. Sein Name bedeutet: Feuer, glühende Kohle. Er stieg in vorchristlicher Zeit bei einer submarinen Eruption aus dem Meere. Er sieht unzugänglich aus, ist aber nur ein paar hundert Meter hoch und leicht zu besteigen. Sein zackig ausgehöhlter Gipfelkrater ist seit dem letzten Erdbeben von 1883 erloschen, ein Gras- und Blumentepich verdeckt ihn. Niemand würde dem scheinbar so harmlosen Berg Böses zutrauen. Majestätisch hebt er sein Herrscherhaupt über die ganze Insel, die größte im Golf von Neapel. Sie breitet sich wie ein buntes Mosaik auf dem Azurgrund des Meeres. Um den Epomeo scharen sich seine Ausläufer, viele kleinere, tafelförmig abgeplattete Vulkankegel, die strahlenförmig ihre Schluchten im Inselkreis zum Meer hinabsenden. Von weitem gleicht der Epomeo einem voralpinen Schweizerberg. In der Nähe unterscheidet er sich durch Gesteinsart, das Landschaftsbild um ihn und dessen Atmosphäre wesentlich davon. Seine Gipfelzinne trägt noch die Ruinen sarazenischer Befestigungen und ein in den Fels gehauenes, altes Kloster. Aus dieser Höhe genießt man eine herrliche Rundsicht, bis nach Neapel, hinüber zum Monte Vesuvio, unseres Berges nächster Nachbar und Verwandter. Gottes Wille, so heißt es, habe den Epomeo und die Inselwelt an einem Tag der Freude, nach Jahrhunderten des Jornes erschaffen. In solch einem Tag, besonders bei Sonnenauf- und -niedergang, leuchten die gelbgrau-weißen Tuffsteinfelsen des Vulkanberges in magischem Glanz, in allen nur denkbaren Farbenschattierungen. Dann glüht er geheimnisvoll wie eine Grabsburg, verklärt im Himmelslicht, umschwebt von duftigweißen und rötlichen Wölkchen, die aus dem Kraterloch steigen und ihn wie Elfen im Tanz mit Schleiern umschlingen. Wenn das Wetter schlecht ist, kann der Epomeo aber auch finster und drohend blicken. Dann scheinen sich die Zeiten des Jornes von einst wieder anzukündigen. Ungemütlich sieht er aus, wenn schwere Regen und Sturmwolken ihn umfassen, Nebelfetzen ihn umkreisen, als wären es irrlichternde Hexen und Kobolde, die droben Walpurgisnächte feiern wollen. Wehe demjenigen, der in diesem Nebelnetz an den bröcklichen Felsstürzen den Weg verliert. Wenn Gewitter um den Epomeo toben, dann scheint es, als wolle Tifon, der ungehorsame Titan, losbrechen und mit seinem Gefolge böser Geister alles vernichten.

Tifon, der dunkle, dämonische Riese, den Zeus der Sage nach in den Berg verbannte. Dann schweift der „monacello“, ein verfluchter sündiger Mönch, aus dem einstigen Kloster droben, in der Berggegend, schreckt und narrt in allerlei Gestalten den Wanderer. Um diesen so interessanten Berg woben sich viele Legenden und Sagen, entstanden aus Erinnerungen an elementare Naturvorgänge, aus geschichtlichen Überlieferungen und auch aus der regen Phantasie eines südländischen Volkes. Götter und Dämonen hausten im Berge, allerlei unerlöste Geister kämpften dort miteinander und machten ihn zum Ort der Verbannung und Verdammnis. Aber die Legende weiß auch etwas von freundlicheren, hilfreichen Genien zu erzählen. —

In der Gegend von Casamicciola, dort, wo des Epomeo Südseite ins Nebgelände sanfter abfällt zu pinien- und ginsterbestandenen Grasflächen, auf denen Ziegenherden weiden, soll einst eine wohlthätige Fee gelebt haben. Sie hieß Luce d'Alba: das Morgenlicht. In einer Grotte, verborgen unter Zweigen immergrüner Sträucher, umflattert von vielfarbigen Schmetterlingen, hatte sie ihren Wohnsitz. Luce d'Alba war die Beschützerin aller Vögel und Tiere, die auf den Hügeln ringsum heimisch waren. Wenn ein Jäger ihre Lieblinge verfolgte, so traf ihn sicher die Strafe der Fee, denn ihre Macht war groß. In dieser Bergeinsamkeit, nicht weit von der Feengrotte, stand ein weißes, viereckiges Bauernhäuschen, kubisch geformt, mit flachem Tonnendach, wie hierzulande die Häuser von altersher gebaut sind. Haus und Umgebung standen unter dem Schutz der Fee. Hier wurde ein Kind namens Rosalina geboren. Der wohlthätige Einfluß der wunderbaren Frau umgab seine Wiege. Luce d'Alba kam öfters, das Kind zu besuchen. Sie gelobte sich, ihm das Glück zu bringen. Das erste Mal erschien sie, als es noch klein war. Sie fand es spielend am Boden, und es erfüllte das Haus mit seinem frohen Geplauder. Ein andermal fand sie es in Tränen, ärgerlich, weil sein Spielzeug zerbrochen war. Die Fee setzte sich neben das Kind und versuchte es zu trösten. Luce d'Alba war wunderschön — ihre Augen sanft wie die eines Rehens, die großen Pupillen leuchteten in der Farbe des Himmels nach dem Regen. Reiches, goldgesponnenes Haar fiel auf ihr feines Gewand herab. Sie sah aus wie ein blühender Traubenzweig im Frühling. Mütterlich besorgt

trocknete sie mit ihrem Lockenhaar die Tränen des Kindes und sprach: „Ich will nicht, daß du weinst, Rosalina, ich will dir doch das Glück bringen, was möchtest du haben, sprich?“ — „Ein Pferdchen und eine Puppe möchte ich haben,“ antwortete die Kleine. „Das sollst du bekommen,“ versprach ihm die Fee. Raum war sie fort, hatte das Kind sie vergessen. Aber am Abend fand es das Gewünschte auf seinem Bett liegen. Wenig braucht es, um Kinder glücklich zu machen, aber so bleibt es nicht immer. Die Fee sah Rosalina wieder, als es schon ein großes Mädchen geworden war. Auch diesmal weinte sie, weil der Vater ihr ein Kleid gekauft hatte, das ihr nicht gefiel. „Warum weint meine Kleine?“ fragte Luce d’Alba, „so gerne sähe ich dich einmal lachen! Ich bin ja da, dir zum Glück zu verhelfen, also sprich getrost!“ Sie nahm das Mädchen auf den Schoß und versprach ihr, was sie sich diesmal wünschte. Ein weißes Kleid mit Sternen besät, dazu Schuhe aus rotem Samt. Am Abend fand das Mädchen alles in ihrer Stube — das Kleid, die samtenen Schuhe. Das dritte Mal kam die Fee, als Rosalina schon zur Jungfrau erwachsen war. Schön und anmutig waren ihre Züge und auch ihr Körper. Auch dieses Mal wieder war sie traurig, und in ihren Augen standen Tränen. Und wieder fragte die Fee nach der Ursache ihrer Betrübniß und versicherte ihr, daß sie stets über ihrem Glück wache. Etwas beschämt barg das junge Mädchen ihr Gesicht an der Brust der gütigen Frau, und auf ihr Drängen bat sie, ihr die Liebe zu geben, wonach sie verlange. Wie immer versprach die zärtlich schmeichelnde Stimme die Erfüllung des Wunsches. Bald danach kam ein fremder Jüngling ins Haus von Rosalinas Eltern. Er war schön, wie geschaffen, das Herz eines Mädchens zu gewinnen. Er warb um Rosalina, sie fand Gefallen an ihm und nahm ihn zum Manne. Sie glaubte nun wirklich, ihr Glück gefunden zu haben. Einige Jahre verstrichen, ohne daß Luce d’Alba wieder bei ihr erschienen war. Sie wollte die junge Frau in ihrem Glück nicht stören oder ihr Zeit lassen, es auszukosten. Als die Fee wieder nach ihr sah, war sie sehr erstaunt, Rosalina statt strahlend vor Glück, aufs neue betrübt zu finden. Auf ihr Fragen, was ihr fehle, sagte die junge Frau in flehendem Ton: „Man kann nicht allein von Liebe leben, mein Herz begehrt mehr, meine gütige Fee, gib mir den Reichtum.“ — „Du sollst ihn bekommen,“ erwiderte Luce d’Alba und verschwand. Am Abend fand Rosalina neben

ihrem Kissen eine Tasche voll Goldmünzen. Damit kaufte sie sich reiche Kleider, ein schönes Haus am Meer wurde gebaut, Pferde, Wagen, Diener und sonst alles, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, angeschafft. Diesmal erwartete die Fee bestimmt, daß so viel Glück und Wohlstand das Herz der Frau befriedigt hätten. Aber wieder täuschte sie sich. Das sah sie beim nächsten Besuch. Luce d’Alba und Rosalina saßen zusammen im prächtigen Palast, der aufs Meer schaute. Die Sonne ging eben unter und warf ihren Schein in einen kunstvoll geschmückten Saal. Dennoch weinte Rosalina. Die Fee ging wie immer liebevoll auf ihren Kummer ein. Noch größer als das erstemal war ihr Erstaunen, als die junge Frau mit einem Seufzer sagte: „Was nützt es, im Wohlleben zu vergehen, wenn um uns Unglück und Krankheit sind, wenn es so viele Menschen gibt, die leiden? Ihr Klagen dringt fortwährend in meine Ohren, an meinen geschmückten Tisch, in alle Festlichkeit —, sogar des Nachts habe ich davor keine Ruhe. Warum, meine gute Frau Fee, hat die Hand der Gottheit nicht für alle Freuden gestreut? Und an andren Dingen leide ich — dieser herrliche Sonnenuntergang sogar macht mich traurig. Er erinnert mich an die vergangenen Tage meines Lebens, sie scheinen mir nur eine Reihe von Sonnenuntergängen zu sein. Alles, was dazwischenliegt, ist aus meinem Gedächtnis ausgelöscht. Warum hat die Zeit soviel Eile, sage mir, — um uns die Freude, das Vergnügen zu rauben und zwischen uns und das Gewesene, ein kaltes Nichts, zu setzen?“ — Diese Worte Rosalinas stimmten die Fee sehr nachdenklich. Warum machte sich diese derartige Sorgen? Was mußte sie tun, um sie davon zu befreien? — Sie sann lange auf einen Ausweg und glaubte, ihn endlich gefunden zu haben. Es war nur einer möglich, und diesen mußte sie versuchen, wenn sie nicht endgültig auf ihre Absicht, Rosalina glücklich zu machen, verzichten wollte. Sie beschloß daher, ihr ein andres Herz zu geben. Luce d’Alba kehrte zu ihrer Grotte zurück. In der nächsten Nacht machte sie von ihren wunderbaren Gaben Gebrauch. Als Windhauch kam sie ins Gemach der jungen Frau, öffnete ihr die Brust und ersetzte das menschliche Herz durch ein goldenes. Von dieser Nacht an vollzog sich in Rosalina ein großer Wandel. Für Schmerz, Freude, Liebe, Haß, Gutes und Böses blieb sie gleich unempfindlich. Niemals mehr kräuselte ein Lächeln ihre schönen Lippen, niemals neigte eine Träne ihr Auge. Sie verbrachte

unglückliche und glücklichere Tage, ohne das geringste davon zu merken. Sie sah und hörte Dinge, die ein menschliches Herz sonst erschüttern, aber das ihrige schlug nicht einen einzigen Schlag schneller, es setzte allen Empfindungen und Erregungen den gleichen, metallischen Widerstand entgegen. Vortwürfe, Zärtlichkeiten ihres Gatten berührten sie nicht. Sie sah ihn krank werden, sterben in der Jugend seiner Jahre. Sie zeigte darüber keine Gemütsbewegung. Ihre sonst so weiche Stimme wurde stahlhart, vibrierte nie. Das Licht ihrer Augensterne wurde ein kalter Diamantreflex. Einige ihrer Freunde nannten sie stark, andere schalteten sie grausam. Die Fee glaubte nun, Rosalina sei mit diesem Herzen glücklicher. Aber es war ein Irrtum. Die Züge Rosalinas hatten all ihre Anmut und Lebendigkeit verloren, die Seele spiegelte sich nicht mehr in diesen schönen Augen wie früher. Sie war so verändert, daß Luce d'Alba sie kaum wieder-erkannte. Welchen Fehler beging ich, dachte die Fee, als ich glaubte, Rosalina helfen zu können, indem ich ihr ein anderes Herz gab? Sie ging ganz verwirrt und betrübt weg. Jetzt sah sie ein, wie wenig die Menschenkinder mit dem anzufangen wissen, was ihnen gute Geister schenken wollen. Sie waren nicht reif für diese Geschenke, und je mehr sie besaßen, desto undankbarer und unzufriedener wurden sie. Besser war es, Rosalina das frühere Herz zurückzugeben. Denn die Blume des Glücks und der Freude sproß und duftete für die Menschen nur auf einem von Tränen fruchtbar gewordenen Boden, und ein mit Leid gemischtes Glück war für sie besser als ein Glück ohne Ende, dem der Herzschlag und die Empfindungen alles Lebendigen fehlten. Sie verstand jetzt, warum den Irdischen nur ein vergänglichendes Los beschieden sein konnte und ihnen ungetrübte Seligkeit und Vollendung nicht bestimmt waren. Nicht der Götter Neid hinderte sie daran, sie selber wollten und ertrugen es nicht anders. — So flog sie als Windhauch zurück ins Schlafgemach Rosalinas, nahm ihr das Goldherz weg und gab ihr das menschliche wieder. Als die junge Frau erwachte, stand die Fee vor ihr und sah sie ernst an. „Ich gab dir dein altes Herz zurück“, sagte sie zu ihr, „weil ich sah, es ging dir damit doch besser. Sei Mensch und teile das Los mit den Deinigen. Ich vermag dir das Glück nicht zu geben. Ihr Menschen seid von uns allzu verschieden, und so soll es wohl sein. Suche das Glück in dir selber. Diene und fordere nicht mehr. Dies ist mein Rat, ich weiß jetzt, was euch Men-

schen nottut. Befolge den Spruch: „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu andrer Glück.“ Heute nehme ich Abschied von dir und kehre nicht wieder. Doch als Zeichen, daß ich dich lieb habe und dir noch immer wohl gesinnt bin, sei dir eine allerlezte Bitte gewährt. Aber wähle gut, sie ist unwiderruflich. Sprich, was soll ich dir noch erfüllen?“ —

Mit ihrem Menschenherz bekam Rosalina auch ihr früheres Wesen wieder. Ihr Gesichtsausdruck belebte sich, ihre Stimme wurde weich, in ihre Augen kehrte der frühere Glanz. „Liebe, gütige Beschützerin“, sagte sie, „ich sehe jetzt, wie viel Gutes du mir doch getan hast in all deinen Bemühungen. Du hast mich dazu gebracht, mich selbst und meine Bestimmung zu erkennen. Ich schulde dir ewigen Dank. In Torheit und Eigennutz verschwendete ich meine Zeit und verscherzte, was mir gegeben war. Mein Dasein erschien mir zwecklos im Genießen. Deine Worte haben mir geholfen, einen neuen Sinn darin zu finden. Ich verlange nichts mehr für mich, ich möchte aber zum Wohle der Menschen noch da sein. Du versprachst mir die Erfüllung einer letzten Bitte. So bitte ich dich, gütige Fee, um eines deiner Wunder. Verwandle mich in eine Quelle, deren Wasser heilende Kraft spendet. Laß die Menschen zu mir kommen, damit sie sich im Wasser meiner Quelle gesund baden und aus ihm Stärkung trinken für Leib und Seele. Laß mich hervor-
rauschen aus dem Berge Epomeo, nahe dem Hause meiner Geburt, auf dem Heimboden der Insel, damit ich ihm immer verbunden bleibe. Oder verwandle mich in eine Nymphe, die dies Wasser unsichtbar segnet und weicht. So wie es hier auf Ischia vor Urzeiten die schöne Nymphe Nitrodi, die Begleiterin Apollos, getan hat. Durch deren segensreichen Schutz Quelltrotten und Teiche als heilkräftig weitherum berühmt wurden, denn ihr Wasser gab den Menschen Gesundheit, Jugend und Schönheit zurück. Und rausche ich als heilender Quell vom Berg Epomeo durch Schluchten und Täler zum ewigen Meer hinab, um dort mich aufzulösen, so mögen meine Wellen und Sprudel unermüdliche Lieder singen, Lieder von allem, was Menschenherzen bewegt. So möchte ich zu all jenen reden, die mir lieb und vertraut sind und die meine Sprache verstehen. Und meine rauschenden Lieder sollen auch dich preisen und allen von dir, meine wohlthätige Fee, erzählen. Denn niemals werde ich dich vergessen.“

Luce d'Alba hatte ernst und schweigend zugehört. Jetzt zog ein Lächeln über ihr schönes Ant-

liß. Ein zartrosenrotes Licht, in der Farbe der Morgen- und Abendwölkchen über dem Krater des Epomeo, verbreitete sich um sie und im Raume, schloß auch Rosalina ein in seinen überirdischen Glanz und gab ihr die einstige Schönheit wieder. Die Fee nickte ihr Lebewohl zu, küßte sie herzlich auf die Stirne. Wie gebannt schaute Rosalina der lieblich-majestätischen Erscheinung nach, bis sie ihren Blicken entschwand.

Luce d'Alba hielt Wort, der letzte Wunsch Rosalinas ging in Erfüllung, und so ist aus ihr dennoch ein Glückskind geworden. Die Fee verwandelte sie in eine jener kräftig-sprudelnden,

mineralischen Quellen, welche der seltsame Vulkan Epomeo auf die Insel herabsendet. Sie rieseln nach allen Seiten und führen seine Schätze mit sich. Die also wunderbar verwandelte Quelle fließt reicher, stärker als jede andere und hat ganz besondere Heilkraft. Täglich, ja stündlich kommen die Menschen von weit her, sie zu besuchen und ihr Wunder zu verehren. Balsam zu atmen in reiner, köstlicher Meeresluft, ihre Schmerzen und Leiden zu lindern in diesem Zauberwasser, ihre Sorgen dort zu vergessen, umgeben von der Pracht südlicher Natur, in der sonnigen Landschaft, wo sie entspringt.

A. Hirzel.

Ein Frühlingstag.

Sie war beinahe noch ein Kind, voll von Sehnsucht nach Fernem, Schönerm. Andächtig ging sie durch den leuchtenden Frühlingstag hinauf über die Hügel, immer höher. Sie wußte, heute mußte etwas Wunderschönes geschehen. Sie ahnte es immer vorher, wenn ihr Alltag von etwas Wunderbarem durchleuchtet werden sollte. Für sie war noch vieles wunderbar, weil sie noch die Augen eines dankbaren, gläubigen Kindes hatte.

So ging sie voller Erwarten durch all die leimende Zartheit immer höher die Hügel hinauf, denn ihre Sehnsucht trieb sie.

Der Himmel wölbte sich durchsichtig klar, nur einzelne leichte Wolkenflöckchen huschten vorüber und ertranken wieder im Blau. Die Vögel sangen sich das Herz aus der Brust vor lauter Seligkeit, und das Kind ging durch den leuchtenden Tag mit beinahe geschlossenen Augen. Es sah keine Einzelheiten, es fühlte nur mit seinem ganzen Wesen das Sein dieses Tages, der seine Seele gefangen nahm. Immer höher und höher stieg es hinauf und wartete auf das Wunder. Den Weg hatte es schon lange verlassen. Nun ging es den sonnigen Südhängen entlang, weiter und weiter. Es wußte nicht, wohin, nur die Sehnsucht trieb. Zart violette Goldanellen wehten im Winde mit ihren lieblich ausgefranzten Köpfchen. Das Kind lächelte ihnen zu und ging vorüber. Es kannte diese zarten Glöckchen, das war noch nicht das Wunder.

Da, auf einmal leuchtete ihm aus dem noch frühlingssungen Grase etwas sternenhaft Strahlendes entgegen. Das mußten die Blumen sein, von denen es schon oft gehört, die es aber noch nie gesehen hatte. Ganz langsam ging es näher. Wenn eine Freude zu erwarten war, ging es

immer langsam. Dann war die Vorfreude größer, und es tat dem Herzen weniger weh, wenn es sich ein wenig an die Freude gewöhnen konnte.

Langsam ging es auf die strahlenden Blumensterne zu und kniete bei ihnen nieder. Ja, das waren Pelzanemonen. Wie fein die Härchen waren, welche die Blütenblätter vor Kälte schützten. Dann schaute das Kind in die leuchtenden Blütensterne, die alle Sonne in sich getrunken zu haben schienen und in denen die ganze Weite des Himmels war. Das war das Wunder, welches das Herz vorausgesagt hatte. O wundervolle Schönheit, o große Seligkeit! Mit feinen Fingern brach es Stern um Stern und meinte, es trüge ein Königreich in seiner kleinen Hand. Dann stand es auf und schritt wie träumend die Wiesen hinab auf den Weg, der sanft abfallend zu Tale führte. Und sein Herz war so übergewollt von Glück, daß die kleinen Hände sich wie Schalen übereinander legten, aus denen die weißen Blumensterne schimmerten. Den ganzen weiten Weg ging es wie im Traum, seine Blüten in den Händen, dankend und selig wie nur Kinder es sein können. Es gab kein Gestern und kein Morgen, es gab nur einen leuchtenden Frühlingstag und das Wunder in den Kinderhänden und ein Herz, das dankte, innig und versunken, bis der Weg sich ganz ins Tal gesenkt hatte und die Schatten des Abends hereinbrachen.

Manche schauten dem Kinde nach, das so versunken durch die Straßen ging. Sie sahen die staunend frohen Augen und fragten mich, was ihm wohl für ein Wunder geschehen sei. Wenn sie gewußt hätten, hätten sie wohl mit einem etwas mitleidigen Lächeln gesagt: „Ach, du hast Pelzanemonen gefunden?“

Ursula Berg.